Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(8. Fortsetzung.)

Nur Frau Haftner und Fritz geleiteten sie in die nahe Kirche. Sie war sehr kahl und schmucklos, schlichte, weißgetünchte Pfeiler trugen das einfache Deckengewölbe. Auch die Blumen- und Guirlandenzier, die sonst bei Hochzeitsfeiern die Kirche zu schmücken pflegt, fehlte, nur ein heller Sonnenschein fiel durch das Fenster und vergoldete den Altar, als ob die Sonne gut machen wollte, was Menschenhände versäumt hatten.

Der Prediger, der das junge Paar nicht kannte, und den das, was er von seinen persönlichen Verhältnissen wußte, nicht eben für dasselbe eingenommen hatte, hielt eine kurze, kühle Ansprache; dessen ungeachtet weinte Therese heiß und unaufhaltsam. Joachims Gedanken irrten ruhelos umher; er dachte, wie andere Hochzeiten gewesen, denen er beigewohnt: eine Braut in schimmerndem Atlasgewande, eine glänzend geschmückte, vornehme Gesellschaft um den Altar geschaart, hinter dem Brautpaar die Brautführer mit ihren in Seide, Schmuck und Blumen strahlenden Damen, dann ein glänzender Festzug und ein üppiges Diner. Dann sah er auf das Mädchen an seiner Seite, er sah, wie sie weinte und zitterte, er dachte, daß er ihr Schicksal geworden und daß sie von ihm ihr Glück, ihre Zukunft fordere. Dann plötzlich verstummte das eintönige Gemurmel, dessen Inhalt er nicht gehört hatte, er wurde durch einen erschreckten Aufblick Theresens aufmerksam—er war gefragt worden, und nun antwortete er rasch, laut und kräftig „Ja", und seine Hand umfaßte fest die Theresens. Dann war die Feier beendet, und wie er jetzt sein junges Weib in die Arme schloß, küßte er sie so glühend, stammelte so leidenschaftliche Worte, daß sie ihn ängstlich mahnen mußte: „Wir sind in der Kirche, Joachim."

Das einfache Mahl im Haftner'schen Hause verlief ziemlich schweigsam und beklommen. Joachim war so erregt und zerstreut, bald stumm und starr, bald voll Zärtlichkeit gegen Therese, so daß diese sich dadurch beklommen und geängstigt fühlte. Frau Haftner beobachtete mit prüfenden und unzufriedenen Augen das junge Paar und Fritz versuchte es, ein harmloses Gespräch im Gange zu halten.

Dann vertauschte Therese ihr weißes Festgewand mit dem gewohnten dunklen Hauskleide und verließ nach einem kurzen, herzlichen Abschiede von Haftners an Joachims Arm das Haus.

„Gottlob, daß wir endlich aus dem Bereich dieser forschenden, vorwurfsvollen Augen sind," sagte er. „Ich fühle mich dieser entsetzlichen Frau gegenüber stets wie ein großer Sünder — sie könnte mich wahnsinnig machen."

„O Joachim, sie ist sehr gut zu mir gewesen."

„Möglich, liebes Herz, um so sicherer hält sie mich Deiner für unwerth."

„Das glaubst Du ja selbst nicht! Sie wird mir noch in Manchem beistehen, mich anweisen, sie ist sehr praktisch und umsichtig."

„Nun, so mag sie das wenigstens thun, wenn ich nicht zu Hause bin, mir ist wohl, daß ich Dich endlich einmal allein, mein Eigen habe, daß ich Dich küssen kann, ohne daß die strafenden Augen mich der damit begangenen Sünde zeihen!"

Therese schmiegte sich fester an seinen Arm. Es war etwas in Joachims Wesen, was sie beängstigte, sie fremd und unverständlich berührte. Sie hatte sich oft, unzählig oft schon gefragt, ob er denn auch derselbe sei, der damals in ihrem stillen Stübchen ihr von Liebe gesprochen und vor ihrem trunkenen Blicke das Bild einer beseligenden Zukunft gezaubert hatte. Sie wagte es sich selbst kaum zu gestehen, daß die Farben dieses Bildes mehr und mehr verblaßt waren und daß ein banges Zagen sie jetzt oft erfaßt hatte.

Sie waren rasch gegangen; Therese blieb stehen und sagte: „Hier ist es."

Es war eines jener ohne allen architektonischen Schmuck gebauten Häuser, mit schmalen Eingangsthüren und gleichmäßigen Fensterreihen, deren jedes ein Dutzend Miethswohnungen enthält; in einer der im äußersten Süden der Stadt gelegenen Straßen, die von dem eigentlichen Kern derselben nicht nur so weit entlegen, sondern auch so völlig verschieden waren, daß nichts von dem bestrickenden Zauber der Residenz und der Weltstadt sie mehr umstrahlte. Eine öde, schmuck- und reizlose Gegend, die eben nur Jene wählten, die durch ihr Geschäft an die Residenz gebunden waren und doch nicht die Mittel hatten, dort zu wohnen, wo das Leben der Weltstadt pulsirte. Nicht einmal das weit ausgedehnte Netz der Pferdebahn- und Omnibuslinien reichte bis hierher, die Einwohner waren eben Vorstädter.

„Hier?" fragte Joachim.

„Ja wohl, es ist ein hübsches Haus, nicht wahr?"

Sie schien es nicht zu bemerken, daß die Antwort ausblieb, und stieg, ohne dazwischen anzuhalten, vier kahle, öde Treppen in die Höhe. Dann öffnete sie mit dem mitgebrachten Schlüssel die Thür zu einem engbegrenzten Vorraum, aus dem man die beiden kleinen niedrigen Zimmer — ihr ganzes Besitzthum — betrat. Sie waren nur mit den allernothwendigsten, äußerst einfachen Möbeln versehen, zwischen denen sich Joachims Schreibtisch — sein Eigenthum, das erst heute früh hierher gebracht worden—seltsam genug ausnahm. Auf diesem standen in einem Glase einige verschiedenfarbige Astern und Reseda.

„Den Strauß habe ich Dir hingestellt," sagte Therese, „es sieht doch freundlich aus, nicht wahr? ist es nicht hübsch hier?"

„Gewiß — o ja," erwiderte Joachim beklommen. Ihm graute vor diesen engen Räumen, dieser niedrigen Decke, diesem Mangel an Allem, was schön war und ihm bis dahin unentbehrlich gedünkt hatte.

„Und sieh nur, wir wohnen so hoch und so weit hinaus, daß wir sogar einige Bäume sehen, das freut mich am meisten, ich bin es so gewöhnt," fuhr Therese fort.

Sie trat an das Fenster und deutete hinaus. Wirklich sah man drüben, hinter Zäunen, Grün und Laub, dazwischen schimmerte weißer Marmor.

„Das ist ja ein Kirchhof!" rief Joachim, den es davor graute, hier, von diesem Fenster, an dem er arbeiten sollte, fortgesetzt das Bild des Todes vor Augen zu haben.

„Jawohl, aber was thut das," meinte Therese, „wir müssen doch Alle einmal sterben."

Er seufzte und wandte sich schweigend ab.

„Joachim, bereust Du es auch schon, mir ein so großes Opfer gebracht zu haben?" fragte Therese ängstlich.

„Dir — Dir!" fiel er ihr in die Rede, „nicht Dir allein, meiner Ueberzeugung, meinen Idealen."

„Und liebst Du mich auch noch? Bist Du glücklich, daß wir nun zusammen sind und uns ganz gehören?"

„Therese, mein liebes, holdes Weib, sage Du mir, daß Du glücklich bist, und ich will es auch sein, sage mir, daß Du in mir Alles wiedergefunden hast, was Du um meinetwillen aufgegeben, den Vater, die Heimath, Alles, Alles, sage mir, daß Du mich liebst, heiß, leidenschaftlich, ohne Maß und Grenzen, daß ich Deine Welt, Dein Gott bin, lasse mich das Geständniß von Deinen Lippen küssen."

Er schloß sie in seine Arme und versuchte es, unter Küssen und Liebesworten zu vergessen, daß ihm die Welt und das Leben unsäglich leer und öde geworden.

18.

Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, und immer erdrückender lasteten die Verhältnisse auf Joachim. Die kahlen, nüchternen Räume, die engen Wände, die niedrige Decke schienen ihm unerträglich und hinderten den Aufschwung seines Geistes. Das Feuer, das anfangs seine Artikel durchglüht und ihnen für die Leser einen fremdartigen, neuen Reiz gegeben hatte, erlosch allmählich, da es doch immerhin nur ein künstlich erzeugtes war, und so geschah es, daß man hier und da seine Arbeiten zurückwies, ihm erklärte, dieselben nur dann annehmen zu können, wenn sie wieder die frühere Wärme der Beredsamkeit athmeten.

Er hatte es einige Male versucht, Therese vorzulesen, was er geschrieben hatte. Sie hatte dann gesagt: „Ich glaube, es klingt sehr schön, und ich bin stolz darauf, einen so klugen Mann zu haben, aber ich verstehe es doch nicht recht."

„Begreifst Du nicht, daß ich für die höchsten Güter der Menschheit eintrete, daß ich dafür kämpfe, daß fortan nicht mehr das Kapital die Welt beherrscht, nicht Einzelne Schätze aufhäufen und die von ihnen Abhängigen darben lassen? Daß ich will, ein Jeder solle den Lohn seiner Arbeit gewinnen, ein Jeder solle sein schwer errungenes Theil an Glück und Genuß erhalten, sein heiliges Recht an den Gütern des Lebens gewährleistet sehen?"

Therese schüttelte den Kopf. „Ach Joachim, ich habe genug zu thun, wenn ich für Dich und mich und unser kleines Hauswesen hier sorge, was kümmert mich die Menschheit, wie Du sagst. Freilich, daß Du es ein wenig besser und reichlicher haben könntest, wünschte ich wohl, denn wenn Du auch nicht klagst, ich merke doch, daß Dir hier Alles zu eng und bescheiden ist, und deshalb freue ich mich, daß Du so Schönes schreiben kannst, was Dir gewiß auch hoch bezahlt wird."

Mit einer ungeduldigen Geberde warf er das Blatt fort.

„Du bist mir böse, Joachim?" fragte sie ängstlich, „ich kann ja nicht dafür, daß ich nicht so klug bin wie Du, Du wußtest doch, daß Du Dir nur ein einfaches, unbedeutendes Mädchen zur Frau nahmst."

„Gewiß, gewiß, ich mache Dir ja keine Vorwürfe, worüber auch sollte ich?!"

Trotz solchen Mißglückens machte er noch einen oder den anderen ähnlichen Versuch; erst als er einmal entdeckte, daß Theresen, während er las, die Augen zufielen, schloß er ein für alle Mal damit ab. Sie hatte recht: er hatte es ja gewußt, daß sie einfach und unbedeutend war, er hatte von ihr kein Verständniß für das, was ihn beschäftigte, kein höheres geistiges Leben erwarten können, und doch machte ihn jetzt dieser Mangel tief unglücklich. Er hatte in einem thörichten Rausch gemeint, die zärtliche Hingabe, die bescheidene, selbstlose Liebe des Weibes, das in dem Gatten seine Welt, sein Schicksal sehe, ohne Willen und ohne Fordern ihm angehöre, wäre das höchste Glück, das er verlange. Und nun — wie sehnte er sich nach der Harmonie des Denkens und Fühlens, die sich gleichsam ohne Wort versteht, der ein Blick, ein Ton genügt, um damit die verwandten Saiten in der Seele des Anderen erklingen zu lassen — wie todeseinsam, ungeliebt, verlassen dünkte er sich.

Er empfand es, daß unter diesem Druck des Lebens seine Feder mehr und mehr erlahmte. Hatten anfangs die Redakteure nicht genommen, was er lieferte, so kam es bald dahin, daß er nichts mehr zu schreiben vermochte; ihm war es, als ob sein Hirn leer und ausgebrannt, keines Gedankens mehr fähig sei, welcher es werth war, auf das Papier gebracht zu werden.

So reichte sein geringer Erwerb nicht mehr hin auch selbst diesen bescheidenen Haushalt, welcher ihm erbärmlich, bettelhaft schien, zu erhalten, und der Beschränkung gesellte sich die Sorge. Therese hatte schon bald nach ihrer Verheirathung Arbeit für Läden gesucht und gefunden, und stickte und nähte mit unermüdlichem Fleiß, sobald sie ihre häuslichen Arbeiten besorgt hatte, bis zum späten Abend. Joachim konnte es sich nicht verhehlen, daß dieser Erwerb nothwendig sei, daß zugleich diese Beschäftigung für die an stete Arbeit Gewöhnte etwas Befriedigendes habe, dennoch war sie für ihn selbst quälend, verletzte ebenso sehr seinen Stolz, als sie seine Gattin, Frau von Steinitz, mit anderen Arbeiterinnen wartend, Lohn begehrend, stand, während neben ihr vielleicht die Damen, mit denen er noch vor wenig Monaten in der Gesellschaft gescherzt, gelacht, getanzt hatte, Einkäufe machten; vielleicht die von ihr gefertigten Arbeiten prüften, bemängelten — ihm stieg das Blut siedend heiß in die Stirn! Und wenn sie den Kopf geneigt hielt, ohne ihn auch nur für einen Moment zu erheben, und mit ertödtender Gleichmäßigkeit den Faden auszog, so konnte ihm das zu einer körperlichen Pein werden. Wenn er dann endlich sagte: „Kannst Du nicht einen einzigen Augenblick aufsehen, nicht einmal die Arbeit fortlegen?" dann antwortete sie ruhig: „Ich muß heute noch fertig werden."

„Komm' zu mir, Therese," bat er, und in seiner Stimme vibrirte es ungeduldig, „auf meine Knie, lasse Dich küssen und in Kuß und Umarmung uns die Noth des Daseins vergessen."

Sie hob den Kopf und lächelte.

„Einen Kuß, mehr nicht. Ich habe es genau ausgerechnet, wieviel ich jede Stunde nähen muß, um fertig zu werden."

„Mein Himmel, dann wirst Du nicht fertig!" brach er aus.

„Das wäre sehr leichtsinnig, denn erstens brauchen wir das Geld, und zweitens würde ich von Herrn Gerlach, der besser bezahlt, als die Andern, keine Arbeit mehr bekommen, wenn ich nicht Wort hielte, er ist sehr streng."

„Ah!" Es war ein wilder, halb zorniger, halb schmerzlicher Laut, den Joachim ausstieß, und die Thür fiel dröhnend hinter ihm in's Schloß.

Auch den einen Kuß hatte Therese nicht bekommen! Sie beugte den Kopf wieder über die Arbeit und eine Thräne rann langsam über ihre Wange. Wie anders ist die Wirklichkeit der Ehe, als das zauberische Bild, das sich ein im Liebesrausch befangenes Herz in seliger Glücksstunde träumt! Das ungefähr war der Gedanke Beider.

„Helfen Sie mir zu irgend einer Stellung, in der ich mir, meinetwegen im Schweiße meines Angesichts, mein Brot verdienen kann," bat Joachim seinen Freund, „ich habe die Zeitungsschreiberei satt."

„Das wäre sehr thöricht, lieber Freund," meinte Haftner, „es ist das Feld, auf dem Sie viel leisten und viel erwerben können."

„Mag sein, doch ich bin nicht täglich in der Stimmung, hochtönende Phrasen zu drechseln, wie man sie von mir haben will."

„Phrasen?" wiederholte Haftner, „ich glaubte, Sie sprechen Ihre Ueberzeugung aus."

„Ueberzeugung! Ja, mein Himmel, mit der blassen Ueberzeugung ist es nicht gethan! Nackt, kahl und dürr will sie Keiner hören, das Gewand der Phrase, der wohllautenden, schwungvollen Form muß ihr umgehängt werden, damit sie dem Publikum einleuchtet oder doch wenigstens gelesen wird; und dieser Schwung, diese Begeisterung finden sich eben nicht immer — lassen Sie mich ehrlich sein: niemals, wenn man unter der ganz nüchternen, erbärmlichen Sorge um das tägliche Brot seufzt."

„Ah, steht es so um Sie!"

„Um Gottes willen, keinen Vorwurf!" rief Joachim, „ich höre ihn aus Ihrem Ton, sehe ihn in Ihren Augen! Ich bin in der Stimmung, daß ich dergleichen nicht ertrage, ich könnte Sie anfallen — Sie morden wenn Sie es wagten, also —" er strich sich mit der Hand über die Stirn und fuhr dann fort: „also nehmen Sie Rücksicht auf meine aufgeregten Nerven und helfen Sie, wenn Sie können. Eine Arbeit, die Kopf und Arme in Anspruch nimmt und mir keine Zeit zum Denken läßt, wäre mir eben recht, das Denken ist eine sehr überflüssige Selbstquälerei, die man sich nutzloser Weise angewöhnt, vielleicht könnte ich es verlernen."

„Ich will sehen, was sich machen läßt," versprach Haftner.

Zwei Wochen später brachte er ihm die Nachricht, daß er eine Stellung in einem großen Fabrik- und Handelshause für ihn gefunden habe. Er werde Korrespondenz zu führen, Bücher und Rechnungen durchzusehen haben und zugleich die Aufsicht über einige Räume führen, in denen die Verpackung und der Versandt der Waaren besorgt werde. Daß der reiche Handelsherr sich lange geweigert, Steinitz zu engagiren, und schließlich nur, nachdem Haftner alle Mittel der Beredsamkeit erschöpft, diese Stellung geschaffen hatte, wie er gesagt: einzig und allein als Beweis der Anerkennung für Haftner, unter dessen Leitung eben der Bau des großen Wohn- und Geschäftshauses beendet war, das verschwieg er Joachim.

Dieser drückte ihm dankbar die Hand. Es war ja zunächst, Alles, was er wünschte: eine Arbeit die seinem Denken eine bestimmte Richtung gab und ihn aus der Enge der eigenen Häuslichkeit hinausführte, und eine gesicherte, wenn auch sehr bescheidene Einnahme.

Freilich folgte der ersten freudigen Erregung, mit der er seine Stellung antrat, Bitterniß nach Bitterniß. Sein Stolz fühlte sich fort und fort gedemüthigt, wenn er es dulden mußte, daß man ihm die Männer überordnete, die erfahrener, länger im Geschäft und in höheren Stellungen waren als er, während sie doch in Bezug auf Namen und Bildung tief unter ihm standen. Die Thätigkeit selbst widerte ihn an, und nur sein strenges Pflichtgefühl einerseits und das harte Gebot der Nothwendigkeit andererseits zwangen ihn, die ihm obliegenden Arbeiten regelmäßig zu vollführen.

Das Geschäftshaus lag im Mittelpunkt der Stadt, in einer der Straßen, in denen das Leben der Großstadt pulsirte; er mußte täglich auf dem Wege von und nach seiner Wohnung die Straßen passiren, in denen der Verkehr der vornehmen Welt sich konzentrirte. Equipagen rollten an ihm vorüber, das elegante Publikum füllte die Trottoirs, grüßte einander, sprach und lachte, schaute alle die bunten Herrlichkeiten an, die da hinter den Spiegelscheiben der Schaufenster ausgestellt waren — nur er selbst, der einst mit zu diesen Bevorzugten gehört hatte, ging fremd und schnellen Schrittes, den Hut tief in die Stirn gedrückt, damit ihn Niemand erkennen sollte, weiter. Dort, hinter der mächtigen Glaswand, welche fast die ganze Breite des Hauses einnimmt, strahlen mächtige Kronen, deren Lichte sich vielfarbig in den Prismen brechen, ein buntes Gewirr darunter; das ist das Café, in dem er täglich mit den Kameraden gesessen. Hier strahlt durch rothe Vorhänge helles Licht auf die Straße, eben öffnet ein Offizier die breite Glasthür, zwei Damen treten sprechend und lachend hinaus, Seide rauscht, weicher Sammt streift seinen Arm; es ist die Konditorei, in der er oft eine Schale Eis gegessen. Sie gehen vor ihm her und steigen dann die breite Treppe dort empor, verschwinden in der säulengeschmückten Vorhalle, aus der ein Lichtstrom hinausfluthet — das ist das Schauspielhaus, in dem er so manchen Abend froh verlebt — an Melitta's Seite!

Er schließt für einen Moment die Augen, ein Stöhnen entringt sich seiner Brust — nur fort, fort von hier. Er fühlt, er kann hier nicht bleiben, es wird ihm leichter werden, in die große Fluth hinabzutauchen, zu entbehren, zu leiden am unbekannten Ort, irgendwo, wo ihn die Erinnerungen loslassen, die tausend Herrlichkeiten und Genüsse, die nur dem Wohlhabenden gewährt sind, nicht so heiß locken. Der Entschluß ist gefaßt — für einen Tag; am nächsten fühlt er sich mit tausend Banden hier gefesselt, ihm ist es, als ob er hier doch noch Theil hätte an der Lebensfülle, die durch die Adern der Weltstadt strömt, als ob ein Strahl der Schönheitsflamme, die sie durchleuchtet, auch in sein armes, krankes Herz schiene, sein verdorrtes Hirn erwärme und belebe. Diese Paläste, diese breiten, vornehmen Straßen, diese Blumenfülle der Teppichbeete auf den Rasenplätzen, diese Fontainen, diese Statuen, gehören sie nicht auch ihm, kann er sie nicht schauen, genießen, sein Auge an der Schönheit satt trinken, wenn er aus der kahlen Erbärmlichkeit seines weit entlegenen Heims dahin zurückkehrt? — und er bleibt.—

Und dann kommt ein Tag, an dem ein neues Licht sein Leben zu erhellen scheint, ein Tag, an dem er etwas Freudiges, Jubelvolles in seinem Herzen fühlt — ihm ist ein Kind geboren, eine Tochter. Es ist ein neues, fremdartiges Gefühl, das ihn durchbebt, wenn er an das kleine Bett tritt und darin dies neugeborene Leben sieht — sein Kind, sein eigen, ein neues Glück, eine neue Pflicht.

Doch schnell, wie dies neue beseligende Gefühl, eine Zukunftshoffnung, gekommen, verschwindet es auch wieder vor der Mühe und Last der Gegenwart. Therese erholt sich langsam, die Arbeit, die ihr sonst eine Freude war, ist ihr jetzt schwer, die Wartung des unruhigen Kindes nimmt viel Zeit in Anspruch, so bleiben oft die Zimmer in Unordnung, das Mittagessen wird überhastet und unschmackhaft zubereitet, und sie selbst findet nach einer schlaflos, mit dem schreienden Kinde auf den Armen zugebrachten Nacht nicht Lust und Muth, sich sorgsam als sonst zu kleiden. So wird Joachim bald seine Häuslichkeit noch freud- und reizloser, als zuvor, er vermag in den engen Räumen dem Geschrei des Kindes nicht zu entgehen, es raubt auch ihm den Schlaf, und in seiner gesteigerten Nervosität erscheint ihm bald das kleine Wesen, das ihm zuerst ein holdes Geschenk des Himmels dünkte, als eine neue Sorge und Pein. Das Gefühl namenloser Einsamkeit ergreift ihn oft mit einer Gewalt, wie ein körperlicher Schmerz, die alten Beziehungen sind unwiederbringlich gelöst, neue zu knüpfen vermag er nicht, denn er steht mit seinem ganzen Sein und Denken hoch über Denen, die jetzt seine Lebensgenossen sind.

Eines Tages ging er, in diese quälenden, melancholischen Gedanken verloren, über die Straße, den Kopf gesenkt, ohne auf das, was um ihn her vorging, zu achten. Da plötzlich fuhr er auf, ein jubelnder Ausruf: „Herr von Steinitz!" war an sein Ohr gedrungen, er sah die leuchtenden blauen Augen Edwin's, der, ohne der Menschen umher zu achten, ihm um den Hals fiel.

„O wie reizend, daß ich Ihnen begegne", rief er, „Sie endlich einmal wiedersehen! Ich habe so oft an Sie gedacht; es war immer so hübsch, wenn Sie zu uns kamen. Als ich einmal Melitta fragte, weshalb Sie gar nicht mehr kommen und ich auch nicht mehr zu Ihnen solle, da sagte sie mir irgend etwas, was gar nicht wahr war, das merkte ich gleich, da fragte ich nicht weiter, und dachte mir, Sie haben sich wohl mit Melitta erzürnt. Ich war sehr böse auf sie."

„Da hattest Du unrecht, Edwin," erwiderte Joachim, „denn die Schuld war mein."

„Ich begleite Sie," rief der Knabe, „jetzt darf ich schon allein gehen, es ist viel hübscher als früher, wenn der langweilige Diener immer neben mir ging. Erst seit gestern sind wir hier, wie wunderbar, daß ich Sie heute schon treffe."

„Seit gestern?" fragte Joachim beklommen. „Bleibt Ihr jetzt in der Stadt?"

„O nein, nur einige Tage, weil Mama und Melitta noch so viel zu besorgen haben — zur Hochzeit. Sie wissen doch, daß Melitta den Vetter Ulrich heirathet?"

„O — wirklich!" Joachim fühlte seinen Herzschlag stocken. Er hatte es ja gewußt, daß es so kommen würde, hatte unzählige Male daran gedacht, und doch erschien ihm jetzt die Gewißheit als etwas Ungeahntes, Neues.

„Ja, im Januar war Verlobung," berichtete Edwin weiter, „und dann sollte schon am 6. Juni die Hochzeit sein — das ist nämlich der Hochzeitstag von Papa und Mama. In Bohren war schon im Mai Alles fertig. Ulrich hatte viel verändern lassen, was Melitta nicht sehen durfte, er wollte sie überraschen. Da wurde Mama krank, sie lag viele Wochen zu Bett, und dann mußte sie ins Bad gehen, wir reisten Alle mit und die Hochzeit wurde aufgeschoben. Aber wenn wir nun zurückkommen, soll sie gleich sein. Ulrich will gar nicht länger warten," erklärte er altklug, „und deshalb sind wir, ehe wir wieder nach Hohenfichte gehen, noch hierher gekommen, weil Mama und Melitta zur Hochzeit viel zu kaufen haben. Gestern kam auch das Hochzeitskleid, und obgleich ich es gar nicht sehen sollte, habe ich doch durch die Thürspalte geguckt, als Melitta es anprobirte; sie sah so schön aus in der weißen Seide mit einer ellenlangen Schleppe."

„Gewiß, gewiß," erwiderte Joachim zerstreut; ihm wurde des Knaben harmloses Geplauder zur unsäglichen Pein. „Und wie geht es Deiner Schwester?" fragte er beklommen, „ist sie gesund und heiter?"

„O ja," meinte Edwin, „aber Sie sehen gar nicht wohl aus, sind Sie krank gewesen? Sie sind auch so still, gar nicht so lustig als sonst!"

„Du kennst das Leben noch nicht, mein Junge, es faßt Einen manchmal hart an und nimmt Fröhlichkeit und rothe Wangen mit fort."

Edwin sah ihn ein wenig erstaunt und fragend an. „Sie sind also jetzt nicht mehr Offizier?" sagte er, „was sind Sie denn nun geworden?"

„Ein Mensch, der sich sein Brot sauer verdient," antwortete Joachim mit bitterm Spott. „Einer, dessen Leben und Arbeit Du gar nicht verstehst."

Edwin sah immer befremdeter aus, er schien seine unbefangene Sicherheit verloren zu haben und fragte schüchtern: „Darf ich jetzt einmal zu Ihnen kommen? Ich denke, Papa erlaubt's, wenn ich ihn bitte."

„Ich glaube schwerlich, mein Kind," erklärte Joachim, mit demselben scharfen Spott in seinem Ton, „ich gehöre jetzt nicht mehr zu Euch — was wolltest Du auch bei mir, Du findest mich kaum zu Hause, ich habe den ganzen Tag über zu thun, und bei meiner Frau und dem schreienden Kinde ist es wahrlich nicht amüsant."

Er hatte das Letzte mehr vor sich hin gesagt und fuhr halb erschrocken auf, als Edwin in die Hände schlagend rief: „Sie sind verheirathet — das ist aber komisch! Wie heißt denn Ihre Frau?"

„Therese," lautete die kurze Antwort. Edwin sah ein wenig scheu zu Joachim empor. Er wagte nicht weiter zu fragen. Wie verändert doch Herr von Steinitz war!

Da blieb Joachim stehen. „Lebewohl, mein Junge, ich bin am Ziel," sagte er. Er beugte sich herab und küßte Edwins Augen, die ihn heute mehr denn je an Melittas erinnert hatten. „Und —", er stockte und fügte dann halblaut rasch hinzu: „grüße Deine Schwester."

„Aber" — Edwin sah ihn verwundert an — „dies ist ja doch ein Laden!"

„Ganz recht, Edwin, ich arbeite jetzt im Laden." Er hatte es mit einem spöttischen Auflachen gesagt, winkte ihm noch einmal mit der Hand und verschwand in der Thür.

19.

Edwin hatte Melitta, mit dem richtigen Instinkt des Kindes, heimlich erzählt, daß er Herrn von Steinitz begegnet sei, daß er bleich, elend und gar nicht mehr so fröhlich als sonst sei, eine Frau habe, die Therese heiße, und in einem Laden arbeite.

Melitta war aufgestanden und hatte sich, scheinbar etwas suchend, über ein Schubfach gebeugt, um ihr Erröthen vor dem Knaben zu verbergen. Doch sie hatte sich schnell gesammelt und versuchte dann durch einfache und unauffällige Fragen noch mehr von ihm zu erfahren.

„Und weißt Du," schloß Edwin seine Mittheilungen, „er sieht gar nicht mehr so vornehm aus als sonst, er hatte einen schlechten Rock an und einen ganz zerdrückten Hut auf."

„Das schien Dir nur so, weil Du gewohnt warst, ihn in Uniform zu sehen, die stattlicher ist, als der Civilrock," meinte Melitta.

„Nein doch," beharrte Edwin, „Ulrich trägt doch auch keine Uniform und Papa nicht, er war wirklich schlecht angezogen." —

Melitta verbrachte eine schlaflose Nacht. Sie hatte an jenem Tage, als sie ihrem Vater gesagt, daß sie entschlossen sei, Ulrichs Frau zu werden, wirklich geglaubt, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Insofern, als sie Wunsch und Hoffnung hinter sich gelassen und den festen Entschluß gefaßt hatte, Ulrich eine treue Gattin zu sein, die ihre Befriedigung in dem neuen Wirkungskreise fand, der sich ihr darbot, hatte sie sich selbst Wort gehalten; nur die Erinnerung konnte sie nicht bannen, und seit sie diese Räume wieder betreten hatte, drang sie allgewaltig auf sie ein. Nun kam die Erzählung Edwins dazu, und die Vorstellung, daß Joachim leide, darbe, elend sei, ließ sie nicht wieder los. War ihr Urtheil über ihn nicht damals doch ein zu hartes gewesen und wußte sie denn, was ihn zu jenen thörichten, wilden Schritten getrieben hatte? Und der Gedanke, daß doch sie vielleicht, wenn auch unschuldig, die Schuld an Allem trage, wurde immer überzeugender für sie. Er brauchte Hilfe, Beistand, Einen, der ihn aus erdrückenden Verhältnissen löste, ihn wenigstens vor Noth bewahrte! Wenn er darbte, hungerte, in widrigen Verhältnissen zu Grunde ging! War er der Erste, war nicht schon mancher groß und schön beanlagte Edelmann in Elend und Sünde versunken? Wenn auch er — wenn er vielleicht den Tod suchte, weil er dies Leben nicht mehr ertragen konnte?! Wer sollte ihm die helfende Hand reichen, wenn nicht Die, die ihn aus guten Tagen kannten, welche die Macht, die Mittel hatten? Sie dachte an ihren Vater, wenn sie ihn bäte — doch nein, sie, sie selbst: es war nicht zum ersten Mal, daß sie das heiße Verlangen hegte, diese Therese, seine Frau, kennen zu lernen. Vielleicht war es keine edle Regung, vielleicht etwas von Eifersucht, der Wunsch, sie hassen zu dürfen — vielleicht auch gerade der entgegengesetzte, sie lieben zu können von ganzem Herzen — sie hätte es selbst nicht zu sagen vermocht, nur das Eine wußte sie sicher, daß sie hin mußte.

Am nächsten Vormittag verließ sie zu Fuß und ohne Begleitung des Dieners das Haus. Die Wohnung Joachims war leicht aus dem Adreßbuch ermittelt. Sie stieg in eine Droschke; als sie dem Kutscher die Straße nannte, sah er sie verwundert an. Eine so elegante Dame mochte selten den entlegenen Stadttheil aufsuchen.

„Das ist ja beinahe eine Stunde zu fahren," meinte er bedenklich.

„Gleichviel, nur schnell!"

Melitta war kaum jemals über den vornehmen Mittelpunkt der Stadt hinausgekommen, wenn vielleicht einmal, so hatte sie diese langweiligen Straßen mit ihren gleichmäßigen hohen Miethshäusern kaum beachtet; jetzt erschienen sie ihr ertödtend, wie arm mußte das Leben sein, das sich in einem solchen Hause abspann!

Nach einer, wie ihr dünkte, endlosen Fahrt, hielt der Wagen, der Kutscher wies nach der Nummer über der Hausthür und sagte: „Hier ist es ja denn wohl."

Melitta stieg aus. „Warten Sie, bis ich zurückkomme," gebot sie und trat klopfenden Herzens in das Haus.

Je höher sie hinaufstieg, um so bänger wurde ihr; wie trostlos öde und schmucklos war es hier, wie konnte hier Joachim leben! Sie hegte die Hoffnung, ihn nicht zu treffen, sie wollte ja nur seine Frau sehen, ihm selbst zu begegnen hätte sie kaum den Muth gehabt.

Als sie den vierten Stock erreicht, athmete sie noch einmal tief auf, dann zog sie die Glocke. Die Thür wurde geöffnet, sie erkannte in dem Halbdunkel nicht mehr als die Umrisse der vor ihr stehenden Gestalt.

„Hier wohnt Herr von Steinitz, nicht wahr?" fragte sie, „ist er zu Hause? Oder Frau von Steinitz?"

„Mein Mann ist ausgegangen, doch ich —"

„Ah, Sie sind es selbst," fiel Melitta der Stockenden in die Rede, „darf ich eintreten?"

„Bitte."

Therese öffnete die Thür, und Melitta folgte zögernd. Der unerwartete Besuch setzte die junge Frau ersichtlich in Verlegenheit, ihr Blick überflog ängstlich das ungeordnete Zimmer, dann warf sie schnell die dunkle Leinwandschürze, die sie trug, bei Seite und fuhr mit beiden Händen glättend über den blonden Scheitel.

„Verzeihen Sie, es ist noch nicht alle Arbeit gethan," sagte sie entschuldigend, „die Kleine war so unruhig."

Die Weltgewandtheit und Sicherheit der vornehmen Dame half Melitta die eigene Beklommenheit und Erregung verbergen.

„Ich muß mich Ihnen selbst vorstellen," sagte sie, „Gräfin Melitta Dagot. Der Name ist Ihnen fremd," fuhr sie fort, als sie Theresens erstaunten Blick begegnete. „Herr von Steinitz war früher viel in unserem Hause. Dann, als er sich verlobte, verließen wir die Stadt. So kam es, daß wir lange nichts von einander gehört. Nun führten uns Geschäfte, betreffs meiner nahe bevorstehenden Hochzeit, wieder hierher; und wie wir alte Bekannte wiedersahen, trieb es mich, auch Herrn von Steinitz von unserem Hiersein zu benachrichtigen und seine junge Frau kennen zu lernen." Sie hatte es in leichtem Plauderton gesprochen und auf einem der Stühle am Fenster Platz genommen.

„Sie sind sehr gütig, gnädige Gräfin," antwortete Therese schüchtern, „und nun — mein Mann ist nicht einmal zu Hause."

„O das thut nichts," versicherte Melitta, „ich wünschte ja eben seine Frau kennen zu lernen. Bitte, setzen Sie sich zu mir."

Sie wies auf den Stuhl ihr gegenüber und Therese ließ sich darauf nieder. Das bleiche, sichtbar vergrämte Gesicht, die weichen, sanften Züge erweckten unwillkürlich ein tiefes Mitleid in Melitta. Diese Frau war nicht glücklich, auch sie litt. So wurden ihre Worte freundlicher, als sie es noch selbst vor einer Viertelstunde für möglich gehalten hätte.

„Ihr Mann hätte Sie uns gewiß zugeführt, wenn wir damals nicht eben abgereist wären," sagte sie, „und nun sind wir nur im Fluge hier, unser Haus ist kaum eingerichtet."

„O gnädige Gräfin," meinte Therese, „ich würde ja doch nicht da hineinpassen. Ich bin eine einfache Frau und Joachim würde sich meiner nur schämen."

Melitta fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg; die Frau hatte recht, es war ein richtiger Instinkt, der ihr die Worte eingab, und doch — daß sie sie aussprach, that Melitta im innersten Herzen weh, wie mußte Joachim leiden! Sie preßte einen Moment die Hände in einander und athmete tief auf, dann begann sie wieder in leichtem Tone: „Es ist mir lieb, daß ich Sie allein treffe, Frauen verständigen sich leichter mit einander, und ich möchte gern von Ihnen Manches hören. Herr von Steinitz hat den Abschied genommen, es ist sehr schwer für ihn geworden, eine andere Stellung zu finden, nicht wahr?"

„O sehr," versicherte Therese, „zuerst schrieb er für Zeitungen und Zeitschriften, es wurde ihm sehr gut bezahlt, dann verlor er die Lust daran, ach — er ist nicht fest in seinem Willen, er versteht nicht, was es heißt, um des Erwerbs willen arbeiten zu müssen, und dann endlich besorgte ihm sein Freund Haftner die Stellung, die er nun hat."

„Und welche?" fragte Melitta.

„Aufseher, Schriftführer, so etwas dergleichen in einem großen Geschäft. Anfangs war es Alles gut, nun aber merke ich längst, daß es ihm nicht mehr gefällt, daß er nur mit Widerwillen dorthin geht. Ach — doch was erzähle ich Ihnen das Alles, verzeihen Sie!"

„Nein, nein, Sie sollen weiter reden!" bat Melitta. Sie wollte ja Alles hören.

Therese hatte so lange schweigend getragen, daß es ihr unsäglich wohlthat, sich einmal das gequälte Herz frei sprechen zu können. Zu Frau Haftner hatte sie nicht zu reden gewagt, sie wußte sehr gut, daß diese ein Vorurtheil gegen Joachim hatte, und obgleich jetzt ihr eigenes Herz voll Klagen und Vorwürfe gegen ihn war, so mochte sie solche doch nicht aus fremdem Munde hören. Jetzt — diese Theilnahme der schönen, vornehmen Dame, diese tiefen, fragenden Augen, die bis auf den Grund ihrer Seele zu blicken schienen, lösten ihr die Zunge. So fuhr sie ohne Bedenken fort: „Zuerst half ich durch Handarbeit aus, die mir nicht schlecht bezahlt wurde, obgleich es Joachim nicht recht war und er über meinen Eifer zürnte; nun aber, seit das Kind lebt, habe ich nicht mehr so viel Zeit, es ist so unruhig, braucht mich Tag und Nacht, und in den wenigen Stunden bin ich selbst so müde. Und so fehlt es nun wieder hier und da, wie zu der Zeit, als Joachim die Stelle noch nicht hatte, und er wird ungeduldig und verstimmt."

„Ich kann's mir denken," glitt es über Melitta's blasse Lippen.

„Ach, gnädige Gräfin," fuhr Therese fort, „es ist wohl unrecht, wenn ich über ihn klage, aber es ist gar schwer, so den ganzen Tag sich mühen und mit der Sorge kämpfen und dann auch noch die üble Laune des Mannes tragen. Ich — ach, Sie wissen wohl Alles?"

Melitta schüttelte nur den Kopf. Sie hätte nicht vermocht, einen Laut hervorzubringen.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn Sie mich mit den schönen Augen ansehen, ist es mir, als dürfte ich Ihnen Alles sagen."

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen," sagte Melitta gepreßt, „reden Sie nur, ich verstehe Alles — und Alles verstehen, heißt ja Alles verzeihen."

„O, ich habe nichts verschuldet," versicherte Therese. „Wir hatten uns lieb, als wir Beide sehr jung waren; er war auf Urlaub bei seinen Eltern, und wir versprachen beim Abschied, uns nicht zu vergessen. Ich hatte Wort gehalten, ob er noch viel an mich gedacht," sie zuckte die Achseln, „wer weiß? Mein Vater verlangte, ich sollte heirathen, ich mochte den Mann nicht, auch keinen Anderen; hätte mein Vater mich gezwungen, wie er drohte, so hätte ich mir das Leben genommen. Da kam Joachim, wir sahen uns wieder, ich klagte ihm mein Unglück, er versuchte mit meinem Vater zu reden — es half nichts, und da nahm er mich mit sich. Ach, wie er mich damals in seine Arme schloß und küßte und tröstete, so gut, so zärtlich, da war ich glückselig und dankbar und dachte an nichts weiter. Jetzt habe ich mir oft schon gesagt: Es war bei ihm wohl nur Mitleid, als er mich so elend fand, und merkte, daß es mir ernst war, mir lieber das Leben zu nehmen, als den fremden Mann zu heirathen; damals bildete ich mir ein, er liebte mich ebenso sehr, als ich ihn. Vielleicht schien es ihm selbst auch so; dann aber kam all' das Elend, er brachte mich zu der Mutter seines Freundes Haftner, bis wir uns heirathen konnten; er mußte seinen Abschied nehmen, denn die Offiziere dulden es ja nicht, daß Einer von ihnen eine arme Tischlerstochter heirathet, er erzürnte sich mit seinen Eltern, die auch nichts davon wissen wollten. Das Alles wurde ihm schwerer, als ich dachte, er hatte mich eben nicht lieb genug, um es zu ertragen; und dann kamen die Sorgen um das tägliche Brot, das Sparen und Einschränken; noch fühle ich es ja immerfort, wie entsetzlich ihm das Alles ist; diese engen Räume, das unruhige Kind, das Entbehren von so Vielem, die Arbeit für den Erwerb — und an dem Allen bin ich schuld, und er trägt es mir wohl nach."

Melitta hatte die Worte mit ängstlicher Spannung von Theresens Lippen gelesen; wie unsäglich traurig war es, ein Abgrund von tiefem Weh hatte sich vor ihr aufgethan. Und doch klang es durch das Alles hindurch, wie ein Jubellaut in ihrem Herzen: nun verstand sie Joachim, er hatte in überwallenden Mitleid, in einem heißen Impulse gehandelt, seine leicht erregte Phantasie hatte ihm eigenes Glück vorgespiegelt, indem er das Mädchen beglückte, das ihm durch Jahre Treue gehalten — dann war die Reue gekommen, da, als er zurückkehrte, sie, Melitta, wiedersah — und dann war es zu spät gewesen, Ehre und Pflicht hatten ihm geboten, sein Wort zu halten.

Das Alles war, während Therese redete, wie im Fluge durch ihre Seele gegangen; sie hatte ein tiefes Mitgefühl mit dem armen Weibe, das sein ganzes Unglück fühlte, und doch erfüllte sie ein namenloser Jammer um Joachim, er darbte ja an Geist und Leib, diese Frau konnte niemals—niemals sein Herz, sein Leben ausfüllen! Und daneben diese trostlos ärmliche Häuslichkeit, diese Arbeit, die ihn erniedrigte und doch die Sorgen nicht von ihm nahm. Sie wollte, sie mußte ihm helfen, so weit es in ihrer Macht stand.

„Liebe Frau," begann sie, Theresens Hand ergreifend, „Sie dürfen Ihren Gatten diese Furcht, die Ihr Herz erfüllt, nicht ahnen lassen, und wenn Sie ihm immer dieselbe Liebe und Hingebung zeigen, dann — o gewiß! dann wird es Alles besser werden. Er ist verwöhnt, wie wir Alle, durch manches Ueberflüssige, was das Leben schmückt, da müssen Sie es ihm nicht verargen, wenn er es vermißt, auch einmal gar danach seufzt. Versuchen Sie es, ihm auch diese bescheidenen Räume zu schmücken, o, Frauenhand und die Liebe verstehen das ja so gut!"

Therese schüttelte den Kopf. „Man verliert den Muth dazu, wenn man selbst so müde und matt ist."

„Das dürfen Sie nicht, Sie müssen Muth und Freudigkeit behalten, Sie müssen lächeln, wenn auch Ihr Herz blutet, müssen ihm zu Liebe Ihren Kummer und auch Ihre eigene Angegriffenheit verbergen, müssen ihm sein Heim lieb und traut machen."

Sie hatte sehr eifrig gesprochen, plötzlich bemerkte sie, daß Therese sie erstaunt ansah; sie erröthete und fuhr fort: „Ich bin zwar noch nicht Frau, aber doch Braut, und weiß, welche Pflichten ich meinem Verlobten, bald meinem Gatten, gegenüber habe. Uns selbst zu vergessen, das ist ja unser Frauenberuf, in dem wir unser Glück finden, die eigene volle Befriedigung — ich hoffe es wenigstens," fügte sie leise hinzu.

Aus dem Nebenzimmer tönte Geschrei. „Ach, das Kind, Sie verzeihen, gnädige Gräfin, ich muß nach ihm sehen," sagte Therese.

Melitta erhob sich und warf einen Blick über den kleinen, nur mit den nothwendigsten Möbeln versehenen Raum, dann wandte sie sich zum Fenster und preßte die Stirn gegen die Scheiben.

Therese trat wieder ein mit dem Kinde auf dem Arm. „Ich muß die Kleine mitbringen, verzeihen Sie es, sie würde sonst schreien, wenn ich sie dort allein ließe."

(Fortsetzung folgt.)

— Aus der ärztlichen Praxis. „Herr Doctor, sagen Sie mir aufrichtig, was meiner Alten fehlt;....wenn es aber etwas Gefährliches sein sollte, so sagen Sie mir's auf lateinisch, damit ich nicht zu sehr erschreck'!"

— Ein leichtsinniger Vater. Student Lustig: „Ist doch unverantwortlich, wie leichtsinnig mein Alter mit meinem Geld umgeht! Dreimal läßt er mich schreiben, eh' er mir eines schickt. Das Porto hätt' er mir sparen können!"

Aus Kentuckys Vorzeit.

Im Jahre 1776, zu einer Zeit, als Kentucky eine von Indianern bewohnte Wildniß war, hatten mehrere Pioniere, darunter der bekannte Daniel Boone, sich in der Gegend niedergelassen, wo sich jetzt die Grenze zwischen den beiden Staaten Kentucky und Tennessee befindet. Die Ansiedler errichteten ein Fort, um sich im Falle eines Angriffs von Seiten der Indianer in dasselbe mit ihren Familien flüchten zu können.

Das Fort war noch nicht ganz fertig, und die Pioniere hatten sich auf die Jagd begeben, um Wild für ihren Hausbedarf zu erlegen. Es war mitten im Sommer und drei junge Mädchen, die 16jährige Elisabeth Callaway, ihre 14 Jahre alte Schwester und die 14jährige Jemima Boone, die Tochter des Col. Boone, begaben sich in die Nähe des Forts, um sich im Flusse zu baden. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sich eine Bande von Indianern in der Nähe befand. Kaum hatten sie sich an das Ufer verfügt und ihre Vorbereitungen für das Bad getroffen, als sie von den Indianern überfallen und gefangen genommen wurden. Sie wehrten sich verzweifelt, und Elisabeth Callaway hieb sogar mit einem Ruder derart um sich, daß sie einem Indianer mit demselben förmlich den Schädel zerspaltete. Trotzalledem wurde auch sie gefangen genommen und allen Mißhandlungen ausgesetzt, die von Indianern an weißen Frauen und Mädchen begangen zu werden pflegen. Die drei Mädchen, echte Töchter des Hinterwaldes, verloren aber auch in der Gefangenschaft ihren Muth nicht. Während sie von den Indianern fortgeschleppt wurden, brachen sie unterwegs Zweige u. s. w. ab, um damit ihren Angehörigen anzuzeigen, wohin sie entführt worden seien. Die Mädchen wußten ganz genau, daß ihre Väter und Brüder diese Zeichen ebenso gut lesen könnten, wie ein Buch.

Als die Mädchen Abends nicht nach Hause kamen, machten sich alle Männer der Niederlassung auf die Suche nach ihnen. Ein Theil der Männer war beritten, während der andere seine Untersuchungen zu Fuß vornahm. Beide Parteien folgten den Spuren der verschwundenen Mädchen, so schnell sie konnten. Die Verfolgung dauerte drei Tage, und die ganze Zeit hindurch wußten die Pioniere, daß sie sich auf der Spur der Indianer befanden, die jedoch einen großen Vorsprung hatten. Endlich gelang es, die Räuber zu erblicken, und im nächsten Augenblick war ein heftiger Kampf zwischen den Rothhäuten und den Weißen im Gange. Die Pioniere gaben sich vor Allem Mühe, ihre Feinde stets so zu beschäftigen, daß sie keine Gelegenheit hätten, die drei gefangenen Mädchen zu tödten. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht. Als die Verfolger schließlich in das Lager der Indianer eindrangen, erblickten sie unter einem Baume eine „Rothhaut" mit einem hellfarbigen Tuch um den Kopf, welche zwei der weißen Gefangenen in ihrem Schooße hielt. Sie wollten den angeblichen Indianer eben niederschlagen, als sie die Wahrnehmung machten, daß es die brünette Elisabeth Callaway war, welche ihre beiden Gefährtinnen auf diese Weise in Schutz genommen hatte.

Die Indianer verloren viele Todte und Verwundete und retteten sich durch die Flucht. Die drei Mädchen verheiratheten sich bald darauf mit weißen Ansiedlern und lebten geachtet im Kreise der Ihrigen. Heute sind es nicht mehr die Rothhäute, welche in jener Gegend „Unruhen" anstiften. Dafür sorgen jetzt die dortigen weißen Ansiedler mit ihren Vendettas selber.

Austernpolizei in Maryland.

Der Staat Maryland besitzt drei Dampfer, drei Schooner und acht Schaluppen, welche insgesammt mit 101 „Polizisten" bemannt sind, um den Fang von Austern in der Chesapeake-Bai zu regeln. Diese „Seemacht" befindet sich unter dem Commando von Jacob Plowman, der seinerseits wieder von dem Staatsrath für öffentliche Arbeiten abhängt. Sein Hauptquartier befindet sich im Capitol zu Annapolis, und von dort aus lenkt er die ihm untergebene Flotte und die Schicksale derselben. Die Kosten für den Unterhalt der Mannschaft auf der „Austernflotte" betrugen $65,019.05. Die Schiffe sind sehr elegant und bequem eingerichtet, auch zeichnen sie sich durch besondere Fahrgeschwindigkeit aus. Die zwei „Schwesterschiffe", „Gouv. McLane" und „Gouv. Thomas", haben je $62,000 gekostet und sind im Stande, 16 Knoten in einer Stunde zurückzulegen. Sie sind 115 Fuß lang und in ihrer Mitte 21½ Fuß breit und besitzen Dampfmaschinen, die je 300 Pferdekraft entwickeln können.

Die Austernpolizei in Maryland hat einen schweren Stand. Die Austernfischer in der Chesapeake-Bai theilen sich in drei Klassen. Die erste derselben besteht aus den „Dredgers", welche in Schiffen arbeiten, die einen Gehalt von mehr als zehn Tonnen haben; die „Scrapers" verwenden kleinere Schiffe von weniger als 10 Tonnen Gehalt und die „Tongers" arbeiten nur auf kleinen Booten mit Zangen in der Nähe der Küste auf seichtem Wasser. Das Gebiet, über welches sich die Austernfischer in Maryland vertheilen, ist sehr groß. Es erstreckt sich vom Tangier-Sund im Süden bis nördlich zum Sassafras-Fluß und reicht auf dem Potomac-Flusse bis an die Stelle, wo Colar Point steht. Die Gesammtfläche des Wassers, welches den Austernfischern Marylands zur Verfügung steht, beträgt mehr als eintausend Quadratmeilen. Jede der oben angeführten drei Klassen hat ihr bestimmtes Gebiet, über welches sie nicht hinausgehen darf. Mit dem Austernfang in der Chesapeake-Bai und in den angrenzenden Gewässern sind mindestens 25,000 Fischer mit einer Menge von Booten aller Arten beschäftigt, man kann sich darum leicht vorstellen, daß die geringe Polizei kaum ausreicht, alle diese Leute zu überwachen. Es handelt sich in erster Reihe darum, die Austernfischer vor Uebergriffen von Seiten ihrer Collegen zu schützen, die Rücksicht auf die Austernlager selber spielt erst die zweite Rolle.

Die Austernbänke in der Bai sind durch die größeren Austernboote so ausgebeutet worden, daß die Fischer vielfach das ihnen angewiesene Gebiet überschreiten, um einen reicheren Fang machen zu können. Den großen Austernbooten sind nämlich Stellen im Tiefwasser angewiesen worden, während die kleineren Boote sich mit dem Austernfang an der flachen Küste begnügen müssen. An der letzteren indessen sind manchmal die Austernbeete noch am ergiebigsten, und die größeren Boote stellen sehr häufig den Versuch an, die „kostbaren Muscheln" den Fischern mit kleinen Booten wegzuschnappen. In Folge dessen kommt es sehr häufig zu Reibereien zwischen den Fischern der verschiedenen Kategorien, und die Austernpolizei muß stets auf dem Posten sein, um einzelne Uebertretungen des Gesetzes oder gar ernstliche Kämpfe zwischen den Fischern zu verhüten. Dabei sind die Fischer durchaus nicht blöde, wenn sie glauben, es mit der Austernpolizei aufnehmen zu können, und die Polizisten wissen manche abenteuerliche Geschichten über die Kämpfe zu berichten, welche sie bereits mit den Fischern zu bestehen hatten.

— Ein Salomo wird gesucht. Folgender merkwürdiger Rechtsfall liegt in Pest vor: Zu einem dortigen Kapitalisten kommt ein Bekannter mit dem Wunsche: „Lieber Freund, ich soll eine Kaution deponiren; seien Sie so gut und leihen Sie mir für diesen Zweck 25 Stück X-Loose." Der Kapitalist, der die gewünschten Papiere zufällig vorräthig hat, ist mit Vergnügen bereit und der Besuch geht mit den 25 Loosen seiner Wege. Ein paar Tage später erwidert der Kapitalist den vorerwähnten Besuch aus folgendem Motive: „Mein Bester, nun hätte ich X-Loose nöthig, mindestens 10 Stück; wollen Sie mir so viele von den empfangenen 25 Stück zurückgeben?" — „Ja, mein lieber Freund, ich habe diese Loose, wie ich Ihnen gesagt, als Kaution deponirt. Hm, was ist da zu machen? Wissen Sie was? Ich besorge Ihnen 10 Stück andere X-Loose. Sind Sie's zufrieden?" — „Natürlich. Das ist ja einerlei. Aber nur rasch, denn ich brauche die Papiere noch heute." In einer Stunde schon sind die Loose zugestellt und der ursprüngliche Empfangsschein über 25 X-Loose wurde auf 15 modifizirt. Die 25 Kautionsloose bleiben unberührt im Depot und auf eines derselben entfiel bei der letzten Ziehung der Haupttreffer. Der Kapitalist und sein Freund streiten nun darüber, wohin das mit dem Haupttreffer gezogene Loos gehört: in die Partie der 15, welche zurückgegeben werden müssen, oder zum Reste der 10, die Eigenthum des Entleihers bleiben, kurz wem von den Beiden die Auswahl der Loose zusteht? Der nöthige Salomo wird eventuell aus dem Richterstande gesucht werden.

— Der jüngste russische „Regierungs-Anzeiger" veröffentlicht, laut einer Meldung aus Petersburg, den folgenden summarischen Bericht über die Aburtheilung von sieben Nihilisten: „Auf Befehl des Kaisers wurden am 6. Oktober vorigen Jahres folgende acht Personen einer besonderen Session des Senats für Staatsverbrechen zur Aburtheilung überwiesen: die Kleinbürger Orshich und Petrowskij, Kosakencapitän Tschernoff, Edelmann Alexandrin, Kleinbürger Ssigida nebst Frau, Beamtenfrau Trinitatskaja und Kleinbürgerin Feodorowa. Dieselben waren angeklagt, einer geheimen revolutionären Vereinigung, die sich die Partei der „Narodjana Wolja" nennt, beigetreten zu sein und zum Zweck der Verübung terroristischer Thaten Explosivwurfgeschosse aufbewahrt zu haben. Einige Angeklagte errichteten außerdem eine geheime Druckerei in Taganrog, welche am 23. Januar 1886 entdeckt wurde. Die Aburtheilung Orshichs mußte wegen Krankheit desselben vertagt werden, die übrigen sieben Angeklagten wurden von der obengenannten Behörde schuldig befunden und zur Hinrichtung durch den Strang verurtheilt, fünf Angeklagten wurden Milderungsgründe eingeräumt. Sechs Angeklagte reichten Begnadigungsgesuche ein. Schließlich begnadigte der Kaiser alle sieben Angeklagten, und zwar Petrowskij und Ssigida zu Zwangsarbeit auf unbestimmte Zeit, Alexandrin zu 18jähriger, Tschernoff zu 15jähriger, die Frauen Trinitatskaja zu 12jähriger, Ssigida und Feodorowa zu 8jähriger Zwangsarbeit."

— Aus Marseille wird folgende lustige Geschichte gemeldet: „Vor einigen Tagen erschien ein Bauer mit einem mit Steinen beladenen Wagen, der von einem Maulthiere und einem Esel geführt wurde, vor der Linie und erwiderte auf die Frage des Finanzwächters, daß er nichts Steuerbares führe. Die Finanzwächter glauben bekanntlich nicht immer, was man ihnen sagt; einer derselben riß die Steine auseinander und fand richtig zwischen denselben drei große Krüge mit Brantwein. Kaum sah sich der Bauer entdeckt, als er seinen Wagen im Stich ließ und die Flucht ergriff. In jeder anderen Stadt hätte man sich mit der guten Prise begnügt, denn der Wagen die Steine und die beiden Thiere boten genug Entschädigung für Steuer und Strafe; aber die Finanzwächter von Marseille sind besonders eifrige Leute, und sie beschlossen, auf den Defraudanten Jagd zu machen. Einer der Wächter spannte den Esel aus, trieb ihn an und folgte in voller Uniform dem langsam seines Weges ziehenden Esel. In Marseille war gerade Markttag, alle Welt war auf den Straßen und sah dem sonderbaren Aufzug zu. Bald vergrößerte sich die neugierige Menge und schließlich—so erzählt ein Marseiller Journal—folgten tausende von Menschen dem Esel und dem Finanzwächter. Der Esel zog durch die Straßen bis an das Ende der Stadt, er durchzog die Vorstädte, und immer größer wurde das Gefolge. Endlich blieb das Thier vor dem Hause No. 213 in einer entfernten Vorstadt stehen und ließ ein schmetterndes Y—a erdröhnen. Sofort öffnete sich die Hausthür, und der Bauer erschien an der Schwelle, um sein kluges Thier zu empfangen. Als er aber hinter seinem Esel den Wächter des Gesetzes erblickte, erschrak er und schlug die Thür wieder zu. Doch nun war es zu spät—der Esel hatte seinen eigenen Herrn denunzirt.

— Ueber die Dynamiterplosion bei Preßburg berichtet man dem „Wiener Fremdenblatt" jetzt Näheres, wie folgt: „Am 23. Jan., Abends, fand in der erst im Jahre 1886 erbauten und im Jahre 1887 eröffneten Dynamit-, resp. Melanitfabrik in Zurndorf eine schreckliche Explosion mit fürchterlichen Folgen statt. Die Explosion erfolgte in der sogenannten „Kapselfabrikations-Abtheilung", wo etwa zwanzig junge Mädchen beschäftigt sind, wahrscheinlich in Folge einer Unvorsichtigkeit. Plötzlich erfolgte ein donnerähnlicher Krach, das ganze Gebäude ging in Trümmer; drei Zurndorfer Mädchen, 13, 16 und 20 Jahre alt, wurden buchstäblich zerfetzt, andere zwölf durch die Glassplitter der explodirten Schwefelsäureflaschen schwer verletzt. Sämmtliche Fenster der Fabrikgebäude sind arg beschädigt. Die Bewohnerschaft der naheliegenden Orte Zurndorf, Halbthürn, Nicolsdorf waren schreckensbleich auf den Schauplatz geeilt. Die Gliedmaßen der todten Mädchen mußten zusammengesucht werden. Es spielten sich unbeschreibliche Schreckensscenen neben einzelnen Momenten freudigen Wiedersehens ab, als die herbeigeeilten Eltern und Angehörigen gekommen waren, ihr Liebstes zu suchen, das nur die Wenigsten unversehrt antreffen sollten. Gegenüber den vernichteten Opfern erscheinen selbst schwere Verletzungen fast noch wie eine Gunst des Schicksals. Die Verletzten wurden sogleich in das Spital befördert. Die Katastrophe wäre noch eine größere gewesen, wenn die Fabrik nicht auf einer Anhöhe gebaut wäre. Die Explosion war stundenweit hörbar.

— Falsch verstanden. Der Herr Baron, zum Fenster hinausblickend, sieht zu seinem größten Erstaunen seinen Diener im Vorgarten, wie er die zwei Pistolen seines Herrn vor die Augen hält. — Jean, um Gotteswillen, was machst Du denn da!? — Ich möchte auch gerne den neuen Kometen sehn, und wie ich in der Zeitung gelesen habe, soll derselbe nur mit bewaffnetem Auge zu sehen sein.

— Stimmt. Warum in aller Welt vergleichen Sie denn unsern armen Kameraden M. immer mit Michelangelo's „Denker"? — „Weil er gerade so viel denkt, wie dieser! Der nämlich ist aus Bronze!"

Die Flöten, sie jubeln.

Die Flöten, sie jubeln:
„Der Fasching ist da!"
Die Geigen, sie flehen:
„Ein Ballkleid, Papa!
Ein Ballkleid, ein feines,
Und Blumen in's Haar —
Es geht ja die Mizzi
In's achtzehnte Jahr!"

Da brummen die Bässe:
„Der Vater will Ruh'!"
Doch Geigen und Flöten,
Die jauchzen dazu:
„Und brummen die Bässe
Und brummt der Papa —
Die Mizzi muß tanzen,
Der Fasching ist da!"

Es schmeicheln die Walzer
Dem Vater um's Ohr:
„Die Mizzi muß tanzen!"
So lautet der Chor.
Und wie sie erklingen,
Die Walzer von Strauß,
Da tanzen die goldnen
Ducaten heraus.

Es knistert die Seide,
Das Herzchen, es tickt,
Es blitzen die Augen —
Der Wurf ist geglückt.
Und summen auch leise
Die Bässe noch drein —
Prinz Carneval jubelt:
Die Mizzi ist mein!"

— Gesteigerter Genuß. Der in R. liegende Rittmeister will den an Wochentagen entbehrten Morgenschlaf an Sonntagen so recht con amore genießen. Zu diesem Zwecke hat der Schwadronstropeter zur üblichen Weckzeit im Schlafzimmer sich einzufinden und die Tag-Reveille zu blasen. Hierdurch unsanft geweckt, blickt der Offizier fragend um sich. In diesem Augenblicke tritt sein Diener heran mit der Meldung: „Herr Rittmeister, heute, Sonntag, wird nicht exerzirt." — „Schon gut!" entgegnet der Angesprochene, streckt behaglich die Glieder und schläft weiter.

— Gegenseitige Aushülfe. A: „... Was meinst Du zu einer Hummermajonnaise? Die esse ich für mein Leben gern.. aber etwas theuer ist sie!" —B: „Bezahlen wollt' ich sie recht gerne, wenn ich sie nur verdauen könnte?" —A: „Bei mir ist's umgekehrt — essen wollt' ich sie schon, wenn ich sie nur bezahlen könnte! Aber weißt Du was? Wir wollen uns zwei Portionen bestellen; Du bezahlst und ich esse sie, dann ist uns Beiden geholfen.

— Ein Unterschied. Ein junger Mann, an dessen Wiege die Göttin der Klugheit, Pallas Athene just nicht gestanden, wird von seiner Familie mit einem hübschen jungen Mädchen verlobt, hat aber Furcht vor dem Heirathen. „Dummkopf," sagt sein Vater zu ihm, „habe ich denn nicht auch geheirathet?"— „Ja, das ist aber doch ganz etwas anderes," erwidert der Sohn, „Du hast die Mama geheirathet, während ich ein ganz wildfremdes Mädchen heirathen soll!"

— Unbewußtes Geständniß. Ein Blatt, das die Beiträge eines talentlosen Schriftstellers nicht acceptirte, erhält von diesem ein wüthendes Schreiben, das folgendermaßen schließt: „Wenn Sie meine Arbeiten nicht drucken, so senden Sie dieselben wenigstens zurück. Ich bin es von andern Blättern her gewohnt, daß man mir meine Manuscripte immer zurückschickt.

— Schlimm ist's nicht. Piesecke: Nun guten Tag, Blümel, gratulire zur neuen Stellung, nun wie viel hast Du denn?-Blümel: Ach du lieber Gott, man spricht nicht gern davon — 2 Mark Diäten. Piesecke: Na höre 'mal, das ist doch noch nicht so schlimm. Blümel: Nee, schlimm ist es nicht — aber — es kann einem schlimm dabei werden.

— Ein neuer Dichter. Bei Beginn der Theatersaisen wird in einem Theekränzchen von den aufzuführenden Stücken und den betreffenden Dichtern gesprochen. „Von wem," fragt eine junge Blondine, „sind ‚Die lustigen Weiber'?" — „Von Windsor!" antwortet schlagfertig, wie immer, die Präsidentin des Kränzchens.

— Schätzung. „Wie, mein Herr, Sie schätzen das Einkommen des Aaron Goldstein auf 10,000 Mark, und doch hat er in diesem Jahre schon zum zweiten Mal fallirt!" — „Was, schon zum zweiten Mal? Da hab' ich mich allerdings getäuscht und glaube, daß dann — 15,000 Mark nicht zu hoch gegriffen sind!"

— Aus der Kinderstube. Die kleine Lilly hat einen Apfel bereits verzehrt und schickt sich eben an, in den zweiten zu beißen, Mama (mahnend): Aber, Lilly! Ich sagte Dir ja, daß ein Apfel für Deinen kleinen Bruder bestimmt sei! — Lilly: Ach Gott, wie schade, daß ich seinen schon gegessen habe!

— Ein enfant terrible. — Damen „Was Sie hier für herrliche Kissen umherliegen haben, Frau Gräfin! Das ist doch ganz entschieden antiker Sammt?" — Die kleine Ella: „Ach warum nicht gar — aus den alten Beinkleider: der Dienerschaft sie finde!"

— Dringend. — Lehrling: Meester, Sie möchten doch dem Studenten von oben ganz schnell den Sommerüberzieher zurechte machen, et is aber dringend. — Meister: Nanu, jetzt im Winter wird er ihn doch nicht anziehen. — Lehrling: Nee, er will ihn versetzen.

— Wie er's versteht. Richter: Ich begreife nicht, wie Sie Ihren Gehülfen als dumm bezeichnen können, während Sie ihn vorher raffinirt nannten. Angeklagter: Raffenirt is er, weil er alles zusammenraffen dhut, was er findet.

— Untrüglicher Beweis. — Amtsrichter: „.. Habt Ihr denn irgend ein Schriftstück bei Euch, woraus ich die Ueberzeugung gewinnen kann, daß Eure Frau auch wirklich gestorben ist?" — Bauer: „No, ich hab' halt die Doctorrechnung g'rad bei mir!"

— Ungerechter Vorwurf. „... Aber Peter, bei'm blauen Himmel da oben hast Du mir ewige Liebe und Treue geschworen und gestern warst Du bei der Kathi!" — „Das ist 'was Anderes, liebes Schatzerl — gestern hat's ja geregnet!"

— Boshaft. „Bereits vor 14 Tagen habe ich meinem Schneider 100 Mk. eingesandt und noch immer keine Empfangsanzeige darüber erhalten!"— „Vielleicht hat er sich von seinem Schreck' noch nicht erholt!"

— Zur Stärkung. „Resi, ich will zahlen! Wie viel hab' ich getrunken?" — „Zehn Maß, Herr Rath!" — „Was? Zehn Maß? Da muß ich mich auf den Schrecken hin mit noch einer stärken!"

— Versäumniß. „Herr, Sie sind ein dummer Junge!" — „Weßhalb denn?" — „Weil ich Sie angerempelt habe und Sie mich darauf nicht einen dummen Jungen genannt haben!"

— Heiteres. Philosoph: Der Mann, welcher behauptete, daß Reden Silber sei, war sicher taub, und der, welcher glaubte, daß Schweigen Gold sei, muß stum gewesen sein.

— Immer schneidig. Nun, Herr Leutnant, verreist gewesen? Jawohl, in Italien gewesen, Erdbeben mitgemacht, kolossal schneidig benommen.